

## Antikes Christentum

Vortrag, gehalten bei der Herbsttagung der Akademikervereinigung Innsbruck 1925, von Franz Pangerl S. J.

Seit wir in jungen Tagen *Wisemans* *Fabiola* gelesen, steht in unserer Seele ein strahlendes Bild des antiken Christentums: selbst die Folterwerkzeuge der Henkersknechte und die von wilder Leidenschaft durchtobten Galerien des Amphitheaters erschienen von übernatürlichem Glanze verklärt: wir sind vertraut geworden mit den Kafakomben, in denen im Fackelschein das Bild des guten Hirten, der Fisch mit dem Brotkorb, die Oranten aus den dunklen Wänden treten, mit dem Kerker, in dem auf der Brust eines Bekenners die heiligen Geheimnisse gefeiert und die konsekrierten Brote zur Stärkung für den letzten Kampf ausgeteilt werden. Die letzten Jahre haben in vielen Herzen das im Lärm des Lebens verblaßte Bild aus der Jugendzeit wieder aufgefrischt. Es ist uns geschehen, wie es immer zu geschehen pflegt: solange wir im Genuß des Friedens und der Ordnung lebten, waren wir allzu genügsam und selbstzufrieden: nachdem die Erschütterungen des letzten Dezenniums uns elend gemacht, halten wir Ausschau nach besseren Tagen der Vergangenheit, um sie unter uns wiederzuerwecken und so eine glückliche Zukunft heraufzuführen.

Aus stark erregter Seele geboren sind diese Bemühungen um die Wiedererweckung vergangener Kulturformen allzuleicht mit Ungestüm und Unklarheit und unberechtigter Ausschließlichkeit behaftet. Manche erblickten in einer Erneuerung des Mittelalters, in einer Romantik das Heilmittel zu geistiger Wiedergeburt, andere in einer Renaissance, in der Rückkehr zur christlichen Antike, wieder andere sind bestrebt, die Kultur des Barocks zurückzurufen, und diese Richtungen haben sich mehrfach bekämpft, anstatt im Interesse unserer Aufgaben sich zu verständigen. Wir haben uns wohl in letzter Zeit allzusehr bemüht, die Verschiedenheiten in den einzelnen Geschichtsperioden zu sehen und laufen dadurch Gefahr, das unendlich wichtigere, die Einheit im Wandel der Entwicklung zu übersehen und doch ist das wertvollste Resultat aller geschichtlichen Erforschung nicht die Verschiedenheit, sondern die Einheit, denn mit ihr steht und fällt unsere heilige katholische Kirche. Was *Irenaeus* um die Wende des 2. zum 3. Jahrhundert geschrieben hat: „Denn wenn auch in der Welt verschiedene Sprachen sind, die Kraft der Tradition ist eine und dieselbe. Die Kirchen, die in Deutschland gegründet sind, glauben nicht anders als die in England, noch die im Orient oder in Aegypten, sondern wie die Sonne für die ganze Welt eine und dieselbe ist, so leuchtet das Licht und die Verkündigung der Wahrheit allüberall und erleuchtet alle Menschen, die zur Erkenntnis der Wahrheit kommen wollen,“ das dürfen wir in zeitlichem

Sinne umdeuten und von den verschiedenen Jahrhunderten aussagen: sind doch die von *Irenaeus* angeführten Kulturtypen kaum weniger verschieden als die zeitlich getrennten Typen, die wir kennen. Wir laufen Gefahr durch eine unrichtig eingestellte Wertschätzung historischer Typen spätere Formen des religiösen Lebens, die von der Kirche gebilligt und warm empfohlen worden sind, als einen bedauerlichen Abfall von unserem Ideal hinzustellen und durch den Versuch einer unmöglichen Zurückdrehung der geschichtlichen Entwicklung unsere Bemühungen um den Aufbau der Zeit selbst in Frage zu stellen. Gleichwohl ist für uns das Studium des christlichen Lebens vergangener Zeiten, namentlich des Urchristentums, das die Erstlinge des Geistes besaß, zum Verständnis der katholischen Weltanschauung und zur Förderung unseres inneren Lebens von hervorragender Bedeutung; ein besonderer Gewinn aber wird es sein, wenn die Erkenntnis vertieft wird, daß uns die höchsten und wertvollsten Güter, um die wir die Vergangenheit beneiden, jederzeit zuteil werden durch den engsten Anschluß an die römisch-katholische, hierarchische Kirche.

Ich spreche vom antiken Christentum der Verfolgungszeit, also vom Beginn des christlichen Lebens bis zur Befreiung der Kirche durch das konstantinische Toleranzedikt vom Jahre 313 und möchte mein Thema in zwei Teile auflösen:

1. das antike Christentum in seinem Verhältnis zur damaligen heidnischen Kulturwelt;
2. christliches Leben und Streben in der Urkirche.

1. *Das antike Christentum in seinem Verhältnis zur damaligen heidnischen Kulturwelt.* Die Kultur, in die das Christentum hineingestellt wurde, ist die sogenannte hellenistische. Das charakteristische Merkmal dieser Kultur ist neben einer mächtigen Steigerung und Verfeinerung der materiellen Lebensgüter eine eigenartige Vereinheitlichung und Vermischung der früher gesondert aufgeblühten Kulturen und Staatengebilde. Die Kulturländer der damaligen Zeit, alle wie ein geschlossener Kranz um das schimmernde Mittelmeerbecken gruppiert und zu einer geographischen Einheit verbunden, sind durch die großartigste politische Organisation der alten Welt zu dem einen großen Römerreich zusammengeschmiedet. Der geographischen und politischen Einheit der alten Welt entsprach auch eine kulturelle. Nicht das alte Hellenentum, nicht die alte römische Kultur ist die Kultur der großen lateinisch-griechischen Weltmonarchie, sondern eine bunte Mischung der letzten barocken Ausläufer der genannten Kulturen mit starken barbarischen Elementen, die aus den Hinterländern über Alexandria, Antiochien und Ephesus in breiten Strömen eindringen. Befördert ward die Mischung durch einen ungeahnten Verkehr, der sich über die ausgedehnten Straßennetze ergoß wie ein belebender Blut-

strom durch einen Riesenkörper. Die Gegensätze der Nationen schliffen sich ab und es entstand eine Art Weltbürgertum, ein Kosmopolitismus; die alte Scheidewand zwischen Griechen und Barbaren zerbröckelte immer mehr.

Auch Religion und Philosophie wurden in diese Kulturbewegung hineingezogen und haben dadurch einen bedeutenden Aufschwung genommen. Für die Religion und die Hebung einer religiösen Lebensauffassung, die wir seit dem zweiten Jahrhundert nach einer Periode kältester Skepsis und Irreligiosität beobachten können, wurde besonders wichtig das Einströmen mächtiger, orientalischer Mysterienkulte wie des Mithrakultes; es schien als ob der stierfötende Gott Mithra, der Siegreiche, die Olympier entthronen sollte. Zwar die alten Kulte blieben bestehen, besonders der römische Staatskult; doch sie übten keinen Einfluß auf das religiöse Leben mehr; die Marmorbrust der schönen Götter blieb zu kalt gegen das unruhige Sehnen der Menschenseele, der Fremdling aber aus dem iranischen Hochlande versprach seinen Jüngern nach vollzogener Reinigung eine geheimnisvolle Verbindung mit der Gottheit selber und im Zwielficht der Mithreen glaubten seine Adepten unsicheren Auges eine schönere jenseitige Welt zu sehen. Eine ähnliche Erscheinung weist die Philosophie der damaligen Zeit auf. Fast alle bisherigen Systeme fanden weiterhin ihre Vertreter, aber alle neigen sich mehr oder weniger den ethischen Problemen des praktischen Lebens zu; am wirkungsvollsten die jüngere Stoa, zu der die edelsten Geister der Zeit gehörten. In ihren Kreisen bildete sich das hellenistische Weltbürgertum bis zu den Ideen der Humanität, der allgemeinen Verbrüderung und Versöhnung der Menschheit aus. *Seneca* sagte: „Alles, was zu tun und zu meiden ist, läßt sich in die kurze Formel menschlicher Pflicht zusammenfassen: Wir sind Glieder eines großen Körpers.“ Stoische Wanderprediger, im schlechten Philosophenmantel, mit Stock und Ranzen, barfuß und mittellos, bemühten sich, diese befreienden Ideen durch die Welt zu tragen. Den größten Einfluß gewannen aber neuerstehende, ganz aus dem Bedürfnis der Zeit herausgewachsene philosophische Systeme namentlich der Neuplatonismus: in ihm hat die alte Philosophie ihre letzte Kraft zur Regenerierung der versinkenden heidnischen Welt zusammengekommen; die besten Gedanken der alten Schulen wurden mit religiösen, besonders orientalischen Anschauungen verschmolzen; die Philosophie selbst sollte zur Religion werden und der Philosoph zum Priester.

Freilich, Erfolg war diesen Wiederbelebungsversuchen an einer absterbenden Kultur wenig beschieden; es gibt in der Geschichte kaum eine Stelle, an der die Ohnmacht der Philosophie und irregeleiteter Religionssysteme zum Wiederaufbau des Lebens so erschütternd zum Ausdruck käme wie im Hellenismus. Wenn man auch bei wenigen edlen Männern ein inneres Erfassen und eine praktische Auswirkung der neuen Ideen wahrnehmen kann, im großen

und ganzen blieb die griechisch-römische Welt im krassen Polytheismus und in einer materialistisch gerichteten Lebensauffassung versunken; in Religion und Philosophie gähnt zwischen Theorie und Praxis eine weite Kluft. Wir haben darüber auch von heidnischer Seite Zeugnisse, so wuchtig und eindeutig, daß keine Schönfärberei das alte Heidentum entlasten kann. In seinem Buche über den Zorn hat *Seneca* den Satz aufgestellt, daß der Tugendhafte über das Laster in Zorn gerate; nun muß er fürchten, daß zur Zeit ein Tugendhafter nicht in der Öffentlichkeit erscheinen darf oder aber Gefahr läuft, für all sein Leben zornmütig zu werden. Und nun folgt eine Schilderung der sittlichen Verhältnisse, die uns Grauen erregt. „Wenn sich die Menschenmassen im Zirkus drängen, so wisse, es sind fast mehr Laster als Menschen.“ „Es ist ein ungeheurer Wettstreit der Gottlosigkeit entstanden.“ „Unschuld ist nicht etwa selten, sondern überhaupt nicht mehr vorhanden.“ „Es gibt nichts Leidvolleres als einen ernstesten Philosophen in jenen Tagen; sein ganzes Leben wird in Zorn und Trauer dahingehen.“

Wie hat sich nun das Urchristentum zu dieser Kultur verhalten? Die Beantwortung dieser Frage ist für uns von doppeltem Interesse wegen der unverkennbaren Parallelen zwischen der hellenistischen und der modernen Kultur.

Bevor wir das reizvolle Problem näher besprechen, sei mir die Feststellung eines prinzipiellen Gedankens erlaubt: Jene Geschichtsschreibung, die von vornherein jeden übernatürlichen Einfluß auf die Entwicklung der Geschichte ablehnt und auf Grund philosophischer Voraussetzungen es Gott dem Herrn überhaupt unmöglich macht, sich der Welt zu offenbaren, hat notgedrungen, die These aufgestellt, daß das Christentum nichts anderes ist als die reife Frucht der bisherigen Entwicklung des Judentums und Heidentums, der Katholizismus aber nichts anderes als die Hellenisierung des ursprünglichen Christentums. Nicht nur die dogmatischen Ideen und kultischen Formen, sondern auch die Grundsätze der christlichen Ethik hätten wir als eine naturgemäße Weiterbildung von Religion und Philosophie der vor- und unchristlichen Welt anzusehen. Ein buntes Spiel religionsgeschichtlicher Analogien, das vielmehr geeignet ist, die historische Methodik in Mißkredit zu bringen, wird zum Beweis herangezogen. Dem gegenüber haben wir festzuhalten: Der Hellenismus gehört zu dem, was die Schrift die „Fülle der Zeiten“ nennt, zu jener großen Vorbereitung der Menschheit, die Gott der Herr für das Erscheinen seines eingeborenen Sohnes im Fleische getroffen hat. Zwei Elemente erkennen wir sofort als eine weise Zubereitung der alten Welt zur Aufnahme des Christentums: einmal die Einheitlichkeit auf politischem und kulturellem Gebiete; ohne sie wäre die Ausbreitung des Christentums auf unendliche Hindernisse gestoßen. Sodann die äußeren Formen in Lebensführung und Sprache, die in ihrer Vollkommenheit und ihrem allgemein menschlichen Charakter für die christliche Predigt und das christliche Leben erforderlich war. Man beachte nur, was heute den Missionären für Schwierigkeiten aus der Zersplitterung heidnischer Volksstämme und aus ihrer formlosen Sprache und Kultur

erwachsen. Wir können ferner sagen, daß das sittlich-religiöse Elend jener Zeit eine Vorbereitung für das Christentum war, so wie die Krankheit für die heilende Tätigkeit des Arztes. Daher können wir allerdings die Geschichte des Urchristentums in ihrem Verlaufe, in den formalen Erscheinungen ihrer Kultur nicht verstehen ohne die Kenntnis der damaligen Weltlage; aber die wesentlichsten konstituierenden Elemente des Christentums, sein Gemeinschaftsleben, sein Dogma, sein eucharistischer Kult, die Vollkommenheit seines Sittengesetzes, das kann nicht aus dem Hellenismus begriffen werden: davon gilt das Wort: *Gratia et veritas per Jesum Christum facta est. Deum nemo vidit unquam, unigenitus filius, qui est in sinu patris, ipse enarravit.* (Jo 1. 18.)

Der antike Christ war von Haus aus ein Kind der hellenistischen Kultur. Durch den Eintritt in die Kirche hat er nicht ohne weiteres abstreifen können, was mit seinem Wesen so innig verwachsen war; auch seiner heidnischen Umgebung konnte er nicht plötzlich entrückt werden. Aber wie er sich nun zu seiner heidnischen Umwelt zu stellen habe, das wurde eine Existenzfrage für das junge Christentum.

Zwei klassische Texte aus dem 2. Jahrhundert geben uns zunächst im allgemeinen eine Vorstellung von der brennendsten Frage des Urchristentums; *Tertullian* schreibt in seinem *Apologeticus*: „Auch unter einem anderen ungerechten Titel werden wir belangt; man sagt, wir seien unfruchtbar für die Geschäfte. Wie kann man das von Menschen sagen, die mitten unter euch wohnen und die gleichen leiblichen Bedürfnisse haben, denn wir sind keine Brahmanen oder indische Gymnasophisten, keine Waldbewohner oder verbannt aus dem Leben. Wir sind eingedenk, daß wir Gott dem Herrn und Schöpfer Dank schuldig sind und keine Frucht seiner Werke verschmähen wir, aber wir halten Maß, daß wir uns ihrer nicht in verkehrter Weise bedienen. Wir wohnen in dieser Welt zusammen mit euch, nicht ohne das Forum, den Fleischmarkt, die Bäder, die Kaufläden, die Werkstätten, die Ställe, die Jahrmärkte und alle eure übrigen Verkehrsmittel. Wir treiben Schifffahrt mit euch, Kriegsdienste und Ackerbau bringen die Erzeugnisse unserer Kunstfertigkeit auf den Markt. Wieso wir da unfruchtbar für die Geschäfte erscheinen, sehe ich nicht ein.“ „Aber“, so fährt *Tertullian* fort, „wenn ich deine Religionenübungen nicht besuche, so bin ich doch an jenem Tage ein Mensch. Ich bade nicht am Vorabend der Saturnalien, damit ich nicht Tag und Nacht verliere, aber ich bade doch zu richtiger und heilsamer Stunde, die mir die Wärme des Blutes bewahrt. Ich mische mich nicht in das Festgelage der Liberalien, was die Tierkämpfer zu tun pflegen, die ihr Henkersmal halten, aber ich speise doch von deinen Vorräten. Ich kaufe mir keinen Kranz für mein Haupt, aber ich kaufe Blumen und was geht es dich an, wozu ich sie verwende . . . Weihrauch kaufen wir nicht: wenn aber Arabien sich darüber beklagt, so wissen die Sabaer, daß mehr und Kostbareres von

ihren Waren für das Begräbnis der Christen verbraucht wird als für die Altäre der Götter.“

In ähnlicher Weise, mit einer beachtenswerten Erweiterung des Gesichtspunktes schildert uns das Problem der unbekanntes Verfassers des Briefes an Diognet: „Die Christen sind weder durch Heimat, noch durch die Sprache, noch durch äußerliche Gebräuche von den übrigen Menschen verschieden. Sie bewohnen die Städte von Griechen und Barbaren, fügen sich der Landessitte in Kleidung, Wohnung und sonstiger Lebensart, verbinden aber damit, wie allgemein zugestanden wird, einen bewundernswerten Wandel. Sie bewohnen ihre Heimatstädte aber wie Fremdlinge. Jede Fremde ist ihnen Vaterland und jedes Vaterland ist ihnen Fremde. Sie heiraten und haben Kinder wie alle, aber sie setzen die Kinder nicht aus. Den Tisch haben sie gemeinsam, nicht das Bett; sie sind im Fleische und leben nicht nach dem Fleische; auf der Erde halten sie sich auf, aber im Himmel ist ihr Vaterland. Sie gehorchen den aufgestellten Gesetzen und übertreffen das Gesetz durch ihren Lebenswandel. Sie lieben alle und werden von allen verfolgt. — Um es kurz zu sagen: was im Leibe die Seele ist, das sind in der Welt die Christen. Die Seele wohnt in allen Gliedern des Körpers, die Christen in allen Städten der Welt. Die Seele wohnt zwar im Körper, ist aber nicht vom Körper; die Christen wohnen in der Welt, sind aber nicht von der Welt. Unsichtbar ist die Seele im Körper, die Christen sieht man wohl in der Welt, aber ihre Heiligkeit ist unsichtbar. Das Fleisch verfolgt die Seele mit unversöhnlichem Krieg, weil es gehindert wird, den Genüssen zu fröhnen, und die Welt haßt die Christen, weil sie den Lüsten widerstehen. Die Seele ist zwar im Körper eingeschlossen, aber sie erhält den Körper: so sind die Christen in der Welt wie in einem Gefängnis, aber sie erhalten die Welt.“ In diesen Schilderungen ist die ideale und praktische Haltung der Christen zur antik-heidnischen Kultur genügend angedeutet, es ist aber von Wert für uns, tiefer in das Problem einzudringen.

Wie haben die Christen die glänzende heidnische Kulturwelt beurteilt und eingeschätzt?

Im allgemeinen können wir eine recht scharfe Ablehnung beobachten. Die Äußerungen der alten Schriftsteller bewegen sich zwar einigermaßen in Extremen. Am schroffsten urteilt wohl *Tatian*: Ein heftiger Ausfall gegen die Hellenen leitet eine Verteidigungsschrift ein; die Griechen haben keinen Grund sich ihrer Errungenschaften in Kunst und Wissenschaft zu rühmen, wohl aber alle Ursache, bescheiden zu sein; das Schönste und Beste, was sie haben, ist von den Barbaren geborgt und oft schmähslich mißbraucht worden. Gegen die Philosophie eiferte er: „Was tun die Philosophen bei euch Großes und Staunenswertes? Sie tragen den Mantel auf der linken Schulter, lassen

sich lang herabwallendes Haar und einen Bart wachsen und gehen mit langgewachsenen Fingernägeln wie wilde Tiere umher. Sie behaupten, keinen Menschen zu brauchen und doch bedürfen sie eines Gerbers für ihre Reisetasche, eines Webers zum Kleid und wegen ihrer Eßgier auch der Reichen und eines Koches. O Mensch, du ahmst dem Hunde nach, weil du Gott nicht kennst . . . Sappho, eine ausgeschämte Hetäre besang ihre eigenen Ausschweifungen; bei uns hingegen sind alle Frauen züchtig und unsere Jungfrauen singen beim Spinnrocken viel herrlicher die Offenbarungen Gottes, als jene ihre Liederlichkeiten besang. Darum, die ihr Schüler von Weibern seid, schämt euch, die Frauen, die sich uns anschließen, und ihren Festgesang zu verhöhnen usw. Ein Anonymus findet in gleicher Weise die Theologie der griechischen Dichter lächerlich, die der griechischen Philosophen noch lächerlicher.

Versöhnlicher sprechen *Justin* und *Klemens von Alexandrien*, wenigstens in bezug auf die Philosophie; beide waren sie durch die Philosophenschulen der Zeit hindurchgegangen. *Justin* sagt: „Man kann wohl bei allen Philosophen und Dichtern Körner der Wahrheit finden. Ich will nicht sagen, daß die Lehre Platons von der Lehre Christi gänzlich abweiche, sondern nur daß sie nicht völlig mit derselben übereinstimmt und eben dies gilt auch von den anderen der Stoiker oder Dichter und Geschichtsschreiber.“ *Klemens* schreibt: „Gott ist der Urheber aller guten Dinge; die einen verursacht er direkt, wie das Alte und Neue Testament, die anderen indirekt, wie die Philosophie. Ja vielleicht ist die Philosophie sogar direkt den Griechen gegeben worden, bevor der Herr sie berief: denn wie das Gesetz die Juden, so erzog die Philosophie die griechische Nation zu Christus hin. Die Philosophie bereitet also, indem sie die Wege ebnet, denjenigen vor, der von Christus vollendet werden soll.“ Uebrigens treffen wir bei *Justin* und *Klemens* tadelnde und ablehnende Urteile genug. Merkwürdig ist ein Gedanke, der sich bei *Justin* und nicht bei ihm allein vorfindet; in manchen Erscheinungen der heidnischen Religion, in denen die moderne katholische Religionsgeschichte Analogien mit dem Christentum sieht, sah man Werke des Teufels als des Nebenbuhlers Gottes, so namentlich in den Mysterien des Mithra.

Die Anschauung der christlichen Mehrheit, jene Anschauung, die als Grundlage für das praktische Leben in Betracht kommt, ist eine gegensätzliche, ablehnende. Aus der Zeitlage — wir sprechen von der Zeit der blutigen Verfolgung und der Apologeten — wird uns das leicht begreiflich. Der Christ sah die gewaltigen Errungenschaften der hellenistischen Kultur wohl mit staunendem Auge, aber all diese irdische vergängliche Herrlichkeit erschien ihm gegenüber den unvergänglichen Schätzen, die er besaß, wertlos. Was sollte die aufs höchste gesteigerte Verfeinerung einer rein materiellen Kultur für Men-

schen, deren Gesinnung ein Apologet mit den Worten aussprach: „Uns kommt es in dieser Welt nur darauf an, möglichst bald von ihr zu scheiden.“ Dazu kam, daß die heidnische Kultur von der Idololatrie und von sittlich anstößigen Gebräuchen völlig verseucht war, daß sie praktisch als die Kupplerin der Sünde erschien, so recht als die pompa diaboli, der ein Christ in der Taufe entsagt. Wer christliche Sitte und Tugend hochhielt, mußte die heidnische Kultur verurteilen. Die Gegensätzlichkeit zwischen christlichem Leben und heidnischer Kultur wurde überdies den Christen durch die Verfolgungen nur zu deutlich zum Bewußtsein gebracht.

Dieser Einschätzung der heidnischen Kultur entsprach das praktische Verhalten der Christen. Eine echt christliche Lebensführung war nach der Lage der Dinge eine oft recht empfindliche, ja lebensgefährliche Absage an die heidnische Umwelt. Da der Christ seiner Umgebung nicht entfliehen konnte, ergaben sich für ihn sehr schwere Kollisionen, die einerseits hohe Anforderungen an seine Tugend stellten, andererseits aber eine stete Gefahr bildeten, daß durch ein Nachgeben, durch ein Eindringen heidnischer Ideen und Bräuche das christliche Leben zerstört werde. Die kirchlichen Schriftsteller jener Zeit werden nicht müde auf diese Gefahr hinzuweisen in der festen Ueberzeugung, daß ein Paktieren, ein Liebäugeln mit dem damaligen Zeitgeiste den Untergang des christlichen Lebens herbeiführen mußte. Einige Texte aus der altkirchlichen Literatur führen uns am besten in die schwierige Lage und in das praktische Verhalten der ersten Christen ein.

Daß es nicht anging, die Theater zu besuchen oder sich unter die blutdürstigen Zuschauer des Zirkus zu mischen, wird den Christen oft eingeschärft. Aber auch die allgemein üblichen Feste konnten die Christen nicht unbedenklich mitfeiern und mußten sich namentlich durch die Enthaltung von der Kaiserfeier den gefährlichen Vorwurf einer unpatriotischen Gesinnung zuziehen. Die Beteiligung am Kriegsdienst, die Beamtenlaufbahn, die Stellung eines Lehrers konnte für den Christen zum Anstoß werden; wir hören darüber sehr eindringliche und strenge Anweisungen von Tertullian.

Als besonders typisch hebe ich folgende Fälle heraus. *Tertullian* hat ein Büchlein geschrieben über die Idololatrie, in dem er sich eingehend mit verschiedenen zu unserer Frage gehörigen Gewissensfällen beschäftigt. Unter den Christen gab es viele Handwerker, wie Bildhauer, Maler, Stukkateure, Maurer und Kaufleute, deren Geschäft mit dem Götzendienst zusammenhing. Für sie entstand die Frage, ob sie ihr bisheriges Gewerbe weiter betreiben dürften oder nicht. Um ihr Einkommen nicht zu verlieren, redeten sich manche ein, der Idololatrie mache man sich nur schuldig, wenn man den Göttern Weihrauch streue, nicht aber wenn man ein Götterbildnis herstelle, einen Tempel baue oder Gebrauchsgegenstände für den heidnischen Götter-

dienst verkaufe; ihre Nothlage schien diese Auffassung zu rechtfertigen: „sie hätten sonst keinen Lebensunterhalt“. Einige glaubten sich gar auf die Schrift berufen zu können, besonders auf die in der Sklavenfrage berühmt gewordene Stelle bei Paulus: „Jeder bleibe in dem Stand, in dem er berufen wurde.“ Mit aller Entschiedenheit weist *Tertullian* diese Meinung zurück. Auch der Bildhauer und Architekt usw. macht sich der Sünde der Idolotrie schuldig: „Du bist schuld, daß der Götze verehrt wird; ja du ehrest ihn selber, denn du opferst ihm dein Talent, vergießest als Libation für ihn deinen Schweiß und zündest ihm die Kerze deines Geistes an.“ Der strenge Anwalt des Christentums hält dafür, daß es einem solchen Handwerker an Beschäftigungen anderer Art nicht fehlen werde. Ein Stukkateur könne ja auch Gipsdecken machen und andere als götzendienerische Ornamente an den Wänden anbringen, ein Maler könne Rechenbretter anstreichen und der Bildhauer, der aus Lindenholz einen Mars schnitzen kann, kann noch viel leichter einen Kleiderkasten anfertigen.

Ein anderer Fall des praktischen Lebens wird vom selben *Tertullian* in seinem Buche über den Kranz besprochen. In seiner lebendigen Sprache erzählt er ein bezeichnendes Vorkommnis: Nach einem Feldzuge des *Septimius Severus* wurden die Soldaten vor den Tribun kommandiert, um von ihm die Belohnung ihrer Tapferkeit zu erhalten. Es war Sitte, daß die Soldaten mit bekränzttem Haupte vor ihren Feldherrn erschienen. So erschienen sie auch jetzt. Nur einer, „standhafter als die übrigen, die glaubten zwei Herren dienen zu können“, schritt mit unbedecktem Haupte, den Kranz in der Hand tragend, in die Reihen. Darüber erhob sich ein Sturm der Entrüstung. Auf die Frage des Tribuns nach seinem seltsamen Gebaren antwortete der Soldat, er sei ein Christ und einem Christen sei es nicht erlaubt, einen solchen Hauptschmuck zu tragen. Der Soldat wurde in das Gefängnis geworfen und, so sagt *Tertullian*, erwartet dort die Auszeichnung von Christus dem Herrn. Manche Christen, namentlich Kollegen des tapferen Kriegers, tadelten sein herausforderndes Benehmen und fragten, wo ist es uns verboten, das Haupt zu bekränzen. Was nun der heißblütige *Tertullian* zur Rechtfertigung seines Helden vorbringt, findet sich auch bei anderen Schriftstellern, namentlich bei dem feinsinnigen *Klemens von Alexandrien*, dessen klassische Ausführungen über den Christen und die Blumen uns einen tieferen Einblick in die damalige Anschauung geben als die Worte des Afrikaners. „Wer sich das Haupt bekränzt“, so sagt *Klemens* zunächst, „verliert allen Genuß der Blumen; er kann sich weder an ihrem Anblick noch an ihrem süßen Duft erfreuen und wir sollten doch der Schönheit und des Wohlgeruches uns erfreuend dem Schöpfer Lob und Preis darbringen.“ „Dazu kommt,“ so fährt *Klemens* fort, „daß wir, die wir gehört haben, Christus sei mit Dornen gekrönt worden, gleichsam sein Leiden ver-

spotten, wenn wir unser Haupt mit Blumen bekränzen.“ Einige Zeilen weiter aber sagt er: „Diejenigen, die vom Logos unterrichtet sind, enthalten sich der Kränze, nicht als glaubten sie, die Vernunft, die im Kopfe wohnt, werde dadurch gefesselt noch auch als ob der Kranz das Zeichen ausgelassener Zuchtlosigkeit sei, sondern weil solche Kränze um das Haupt den Göttern geweiht sind.“

Eine andere tief ins Leben einschneidende Mahnung der Kirchenschriftsteller betraf die gemischte Ehe. Die Vermählung von Christen mit Heiden mußte bei der engen Lebensgemeinschaft in der Ehe geradezu als eine versuchte Vermählung der beiden feindlichen Kultursphären erscheinen. Die Väter, die eine ungemein hohe Auffassung von der christlichen Ehe hatten, eifern mit aller Strenge gegen die Mischehen. Aus der Masse der Christen hören wir wieder Einreden gegen die ernststen Mahner; man berief sich auf jenen Text der Schrift, wo der heilige *Paulus* das Privilegium Paulinum verkündet und sagt, daß der christliche Teil nicht ohne Grund den heidnischen verlassen dürfe. Die Schriftsteller antworten mit Recht, *Paulus* spreche nur von einer zwischen Heiden geschlossenen Ehe, nach deren Abschluß ein Teil christlich werde, nicht aber von einer Mischehe. In besonders anziehender Weise hat *Tertullian* auf die inneren Schwierigkeiten einer solchen Ehe und auf ihre Gefahren hingewiesen; er bespricht den Fall, daß die christliche Gattin eines Heiden die heiligste Eucharistie in ihrem Hause aufbewahrt, wie dies in der Verfolgungszeit häufig geschah. Ist sie nicht gezwungen ihr höchstes und heiligstes Geheimnis vor ihrem Manne geheim zu halten? Und wenn er es auch entdeckt und selbst verwerfliche Malefizien darunter vermutet, in keinem Falle darf die Frau das Geheimnis verraten.

Am schärfsten ist der Gegensatz zwischen heidnischer Kultur und Christentum in dem blutigem Martyrium so vieler treuer Bekenner Christi zum Ausdruck gekommen. Jede der Christenverfolgungen mag eine spezielle Veranlassung gehabt haben, die tiefste Wurzel aller ist der innere Gegensatz der christlichen Kirche zur heidnischen Kulturwelt. Das *Non licet vos esse*, es ist euch nicht erlaubt zu existieren, ist die heidnische Abwehr gegen die christliche Kultur und das frohe Bekenntnis der Christen, das ihnen den Tod brachte, ist die stärkste Verneinung der heidnischen.

Die Praxis des christlichen Lebens hat übrigens vielfach einen milderen, freieren Weg gefunden als die strengen Schriftsteller zugeben wollten. Wir haben gehört, wie den Christen allmählich das Bewußtsein schwand, daß die Bekränzung des Hauptes idololatratisch sei; und so ging es in manchen äußeren Formen des täglichen Lebens. Viele sind auch zu weit gegangen und haben ihren Glauben und ihre Tugend aufs Spiel gesetzt. Als in der Mitte des dritten Jahrhunderts der Sturm der decischen Verfolgung durch

das Reich ging, mußten Männer wie *Dionysius von Alexandrien*, *Cyprian von Karthago* einen Massenabfall beklagen, der ihre Seele mit bitterstem Schmerz erfüllte. Unter den Ursachen, die *Cyprian* für den Abfall so vieler und für die notwendig gewordene blutige Reinigung der Kirche anführt, zeigen uns manche, daß heidnische Ideen und heidnische Lebensführung in die Kirche eingedrungen war, nicht zuletzt die gemischten Ehen, oder wie *Cyprian* sich schärfer ausdrückt, das Preisgeben der Glieder Christi an die Ungläubigen.

\* \* \*

In der Zeit der Verfolgung vermochte man sich keine klare Vorstellung zu machen, wie denn der Kampf zwischen dem Christentum und der damaligen Kultur enden sollte. Gottes mächtige Hand hat Wandel geschaffen; nach der Befreiung der Kirche durch *Konstantin* wurde die Kultur selbst christlich. Sie ist es geblieben während des Mittelalters. In der Renaissancezeit ist aber in etwas neuem Aufputz die alte heidnische Kultur wieder erstanden und Kirche und außerkirchliche Kultur standen sich bald im gleichen unversöhnten Gegensatz gegenüber wie vor 313. Das Problem: der moderne Christ und die moderne Kultur ist eine Wiederholung des anderen: der antike Christ und die antik-heidnische Kultur. Wir mögen sehen, ob wir nicht aus dem Studium der altchristlichen Zeit für unsere Tage etwas lernen können; wir mögen uns fragen, ob wir die moderne unchristliche Kultur richtig einschätzen, ob wir den Mut haben, sie zu verneinen, soweit ein echt christliches Leben es fordert, oder ob wir stets aufs neue versuchen, ob nicht das uralte Experiment doch einmal gelingen könnte: zwei Herren zu dienen.